

**Mein bester Freund**  
Kolumnen von Peter Breuer



## Der Tankstellen-Gourmet



Einer meiner besten Freunde stellt sein Ernährungsprogramm in enger Abstimmung mit der Mineralölindustrie zusammen. Alle Lebensmittel, die Oliver zu sich nimmt, findet man im Angebot gut sortierter Nachttankstellen. Im vergangenen Jahr hat er sogar einen ganzen Stapel dieser Einweggrills gekauft, die er nach dem Barbecue komplett in der Mülltonne verschwinden lassen konnte. Es ist nicht so, dass er sich nichts aus Lebensmitteln macht, aber seine Entscheidungsschwäche treibt ihn in die Arme von Convenience-Food-Herstellern. Vor der Auswahl einer Gemüsetheke kapituliert er, eine für ihn dekorierte Fleischauslage müsste Bilder von Garnierungsvorschlägen zeigen. Der Gedanke an das Eigenengagement selbsttätigen Kochens macht ihn müde.

Ähnlich leidenschaftslos trennt er sich von den Frauen, die oft – aber immer nur bis zum Frühstück mit Aral-Brötchen und Shell-Marmelade – in seiner Wohnung nächtigen. Umso erstaunter bin ich deshalb, als er mich eines Tages bittet, mit ihm seine jüngst gekaufte Küche aufzubauen. „Wozu brauchst Du eine neue Küche?“, frage ich ihn. „Warum kaufst Du nicht einfach einen dieser amerikanischen Kühlschränke? So ein 2 Meter-Monstrum mit Eiswürfel-Crusher in der Tür und eingebauter Mikrowelle.“

Aber Oliver hat schon gewählt. Sein Leben soll sich von Grund auf ändern. Und die Küche ist keine Küche, sondern ein Fanal. Olivers Wahl ist eine Softie-Küche für harte Kerle. Heimelige Landhaus-Optik mit allen technischen Features eines Großstadt-OPs. Induktions-Felder, Mehrzo-

nen-Gefrierschrank und ein Backofen mit Selbstreinigungs-Automatik. Als er nach dem Aufbau der Küche eine Tüte mit Blumen-Tischdecken aus dem Schrank zerrt, liege ich lachend vor der Spülmaschine, die mehr Programme als mein Computer hat.

In den nächsten Wochen ist mit Oliver nichts mehr anzufangen. Er entdeckt seine Leidenschaft für Kochsendungen und referiert wortreich über die fünfzig verschiedenen Arten, ein Risotto zuzubereiten. Dass seine Küche so sauber blinkt wie am ersten Tag, schreibe ich der Selbstreinigungs-Automatik zu, habe aber eine leichte Ahnung, dass sein Interesse an kulinarischen Feinheiten möglicherweise theoretischer Natur ist.

Allerdings: Das einzige Lebensmittel, das er in dieser neuen Phase seines Lebens noch an der Tankstelle kauft, sind Zigaretten. Selbst sein Weingeschmack ist dem 5-Euro-Bardolino neben der Autopolitur entwachsen. Er hat einen Weinhändler entdeckt, an dessen Tresen er seine Samstagvormittage in munterer Runde mit anderen Kennern verbringt. Ich probiere seinen neuen Muscadet und finde ihn „erdig“. Sein Wortschatz ist schon weiter: „Der schmeckt nach nasser Pferdehaut“, korrigiert er mich. Ich habe noch nie an einem nassen Pferd geleckt, aber er hat sicher Recht.

Dann kommt der große Tag. Oliver lädt seine Freunde zu einem provenzalischen Abend ein. Eine leichte Bouillabaisse soll es geben, Kaninchen und zum Dessert Roquefortbirnen. Er hat Tischkarten in Schreibschrift auf Bütten ausgedruckt, sein ebenfalls neuer Esstisch im Wohnzimmer ist mit

schlichtem Leinen gedeckt und es gibt Grund zum Feiern. Marion ist die neue Frau in Olivers Leben. Eine wirklich reizende Person und – das ist offensichtlich – diesmal ist es etwas Ernstes.

Die Tür zur neuen Küche ist nur angelehnt, Oliver hat ein Geschirrtuch im Gürtel klemmen und präsentiert im Halbstundentakt voller Stolz jeden neuen Gang. Die Fischsuppe ist perfekt, das Kaninchen auf den Punkt gegart und die Roquefortbirne ein Gedicht.

Später, bei einer Zigarette mit Oliver in der Küche, stelle ich fest, dass der Herd trotz des aufwändigen Menüs auffällig sauber ist. „Perfekte Arbeitsorganisation“ lobe ich ihn und Oliver grinst verlegen. Dabei schiebt er unauffällig mit der Fußspitze einen Karton vom „Menservice Antibes“ hinter den Schrank. „Und Deine Marion ist auf Anhieb sympathisch – wir freuen uns für Dich. Wo habt Ihr Euch kennengelernt?“ Jetzt muss Oliver grinsen. „Glaubst Du mir sowieso nicht. An der Tankstelle.“

## Pedigree



Einer meiner besten Freunde kommt aus sogenannten „kleinen Verhältnissen“. Er ist Akademiker, seine Frau auch. Sie haben wunderbare Kinder, leben in einem Reihenhaus am Stadtrand und der Kombi hat noch fast zwei Jahre TÜV.

Beruflich ist alles in Butter. Er ist Abteilungsleiter in einem großen Unternehmen – nicht übel, aber auch nicht astronomisch gut bezahlt. Nun, mit Mitte vierzig, wäre für ihn noch einmal ein Karriereschritt fällig. Insgeheim träumt er von einem Platz im Management seines Unternehmens, glaubt aber auch zu wissen, warum das nichts wird.

„Die erste Generation einer Familie mit Abitur“, meint er „hat keine Chance. Klingt sarkastisch – aber wir sind die Mitarbeiter, die nie in Positionen landen, die wir nicht auch ausfüllen können.“ Das „Peter-Prinzip“, dieser Mechanismus, der die Karriere zwangsläufig an einen Punkt führt, an dem man die höchste Stufe seiner eigenen Inkompetenz erreicht hat, gelte für uns nicht. „Wer uns beurteilt, sieht nur die fachliche Seite.“, sagt mein Freund. „Wir haben keinen Glamour, keinen Stil. Und das stimmt ja auch...“

Dann redet er sich in Rage: „Weil wir uns beim Austernknacken einsauen, bestellen wir lieber Hähnchen. Wir persiflieren die Arbeiterklasse, ziehen die Nase hoch und nennen es lachend „Die Austern des kleinen Mannes“. Dass es sich dabei um ein ironisches Zitat handelt, kauft uns sowieso keiner ab. In dreiteiligen Anzügen schwitzen wir wie Schweine, selbst wenn das Ding aus Merinowolle ist. Die genetische Disposition unserer Haut ist seit Generationen auf die

Baumwolle von Blaumännern geeicht. Außerdem haben wir die Manie, immer perfekt vorbereitet ins Meeting zu gehen. Und sind jedes Mal enttäuscht, wenn es jeder voraussetzt oder keiner merkt.“

Sein Lackmustest, mit dem er orten kann, wer seiner Bekannten welchen familiären Hintergrund hat, ist unbestechlich. An materiellen Dingen meint er, könne man es heutzutage kaum noch feststellen. „Diese verdammten Industriellen-Söhne tarnen sich“, meint er. Die goldenen 80er seien eben vorbei und statt mit dem Porsche führe der Sohn der Zellstoff-Dynastie mit einem Geländewagen auf den Hof der KiTa. In schlampiger Funktionskleidung und mit klobigen Wanderstiefeln.

„Erst wenn sie Dich zum Abendessen einladen, entlarven sich Großbürger mit Stammbaum. Acht Personen, ein mickriger Rohmilchkäse, ein paar Käsecracker und ein furztrockener Weißwein in einer nahezu unbeschrifteten Flasche. Bei Kleineleutekindern wird grundsätzlich übertrieben: Da steht eine riesige affektierte Strelizie auf dem Tisch, dazu eine säuglingsgroße Ananas. Später wird dann aufgefahren, was Küche und Keller hergeben. Immer getrieben von der kleinbürgerlichen Angst, irgendjemand könnte nicht satt werden. Oder noch schlimmer: Sich das Maul zerreißen.“

Die einzige Chance, sein Karma zu durchbrechen, meint er, sei es möglicherweise, alle Konventionen über Bord zu werfen. Die bürgerlichen Mühlsteine der Anpassung seien es schließlich, die unsere Eltern versklavt und uns geprägt

hätten: Bloß nicht auffallen, immer mitschwimmen, nie den Kopf zu weit aus dem Fenster hängen. Deshalb habe er nun beschlossen, im Status der Quasi-Unkündbarkeit und in einer beginnenden Midlife-Crisis endlich einmal den Punk zu geben. Mit Erfolg.

„Zu Anfang kam ich mir noch ein bisschen komisch vor, als ich diese stockfleckige Ziegenledertasche vom Flohmarkt mit zum Kunden nahm. Aber als ich beiläufig fallen ließ, dass mein Großvater diese Tasche in Murnau von Franz Marc geschenkt bekam, hatte ich das Gefühl, meinen Style gefunden zu haben.“ Seit er in Sitzungen demonstrativ als Letzter erscheint, flache Witze etwas lauter als früher reißt und seine teuren Sakkos auch mal jenseits des Verfallsdatums trägt, hat er an Statur gewonnen.

Selbst in der KiTa hat er in kurzer Zeit gleich zwei Momente tiefen Glücks erfahren: Erst hat er beim Elternabend den Industriellen-Schnösel so eindringlich für den Elternbeirat vorgeschlagen, dass der keinen Rückzieher machen konnte. Und am nächsten Abend hörte er seinen Matthias zu dessen Karl-Emil sagen „Warum hat Dein Papa eigentlich immer einen Anorak an? Arbeitet der auf einer Baustelle?“

## Der Flaneur



Einer meiner besten Freunde ist Flaneur. Seine Ausbildung dauerte trotz Abitur weit mehr als drei Jahre und er ließ sein Lehrgeld in allen Straßencafés Europas. Mit den dandyhaften Vorbildern der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts verband ihn wenig. Er war weder ein besessener Sucher nach der Seele der Großstadt, noch sah er aus der Vogelperspektive des nicht mehr zum Broterwerb gezwungenen Industriellensohns in das Asphaltkino, das sich vor seiner Kaffeetasse aufspannte.

Eigentlich sah er in seiner Trekkingjacke sogar ein wenig abgerissen aus, ihm fehlte ein Zahn und eine Rasur. Dennoch verströmte er ein in sich ruhendes Glücksgefühl. Er riss eine Zuckertüte auf, überflog das Horoskop und grinste. „Eine Steinbockfrau, das wäre die ideale Kombination. ‚Geerdet‘ ist doch auch nur ein anderes Wort für schmutzig. Aber Du wolltest ja mit mir über meinen Beruf sprechen. Genau genommen war das gerade der Teil mit dem Papierkram in meinem Job.“ Er lachte nicht über seinen eigenen Witz und ich merkte, dass ich das besser auch nicht tat.

„Es ist doch so: Nicht erst das Digitalzeitalter hat uns von den Nachrichten entfremdet. In den 48 Seiten einer Tageszeitung finde ich im Laufe eines Lebens vielleicht einmal ein Ereignis, auf dessen Verlauf ich Einfluss gehabt hätte oder das mich unmittelbar beträfe.“ „Postman“ sagte ich, „Bildungsspießer“ er und winkte ab. Das sei ja nur die Theorie. In der Praxis nutze er seine Augen, um die Realität in sich hineinzusaugen und wie ein Katalysator zu verarbeiten.

„Literarisch?“, fragte ich ihn. Um Himmels Willen, er schreibe nicht. Was er sehe, könne doch nur unmittelbar, in diesem Augenblick und aus seiner Perspektive diese Sprengkraft entfalten. Für ungeübte Menschen bleibe das meiste für immer unsichtbar und als geschriebenes Wort nur ein müder Reflex. Während er sprach, verunglückte hinter ihm ein LKW. Er drehte sich nicht einmal um.

Ob er mir ein Beispiel nennen könne, bohrte ich neugierig nach. „Siehst Du da drüben die alte Dame? Achte auf ihre linke Wade. Perfekt rasierte Beine – man sieht es, weil ihr Kniestrumpf heruntergerutscht ist. Ihr Mann ahnt nicht, dass sie seit Jahrzehnten den Bäcker liebt. Aber ich weiß es. Vor dem Bäckerladen wird sie sich bücken und den Strumpf glattziehen.“ Tatsächlich bückte sie sich wie zufällig vor dem Schaufenster, zog die Gummilitze bis zum Knie und ging weiter. Sprengkraft hatte ich mir spektakulärer vorgestellt.

„Stell Dir die Welt wie ein bestelltes Weizenfeld vor – geometrisch, geordnet und erntereif. Ich weiß, wie ein Weißbrot aussieht, aber jede Mohnblume am Feldrain ist ein Fall für sich. So wie die junge Frau mit dem rückenfreien Shirt dort vorne: Auf ihrer Wirbelsäule trägt sie in tätowierter Frakturschrift den Namen ihres Freundes. ‚Achmed‘ – in Fraktur, verstehst Du?“ Im Prinzip hatte ich ihn verstanden, begriff aber nicht, warum er nicht einmal zu dem brennenden Dachgeschoß aufsah, zu dem sich eine Drehleiter hochschob.

„Das Besondere ist nur die Inszenierung für die Unsensiblen. Wir Flaneure sind Theaterkritiker der kleinen Vorstellungen auf den Probenbühnen.“ Er hob den Arm und zeigte auf einen Hund, der aus einem Taxi stieg. Jeden Tag um neun, so hatte er es im Laufe der Zeit beobachtet, sprang der Dackel in das Taxi mit der Nummer 367. Mit derselben Regelmäßigkeit suchte seine Besitzerin vormittags die Straßen der Nachbarschaft ab und freute sich mittags über das unverhoffte Wiedererscheinen des Tieres. Noch nie hatte sie das Taxi gesehen. Mein Freund indes hatte sich sogar bereits mit dem Fahrer unterhalten, der ein großer Dackelfreund war.

„Gut“, sagte ich, „ich verstehe die Faszination Deines Berufs. Aber verrate mir bitte: Womit verdienst Du Dein Geld?“ Ich hatte mit einem längeren Zögern gerechnet und nicht ernsthaft mit einer plausiblen Antwort. Aber er antwortete blitzschnell: „Ich bilde aus.“ Seit Jahren war er Berater eines Großkonzerns und seine Schützlinge waren keine Lehrlinge, sondern gestandene Führungskräfte. Jeder von ihnen war mit Anfang 50 am Ende seines Karriereweges angekommen. Eine weiterer Aufstieg in der Hierarchie nicht mehr möglich, aber jeder auf seiner Position wichtig und nötig. Die Aufgabe meines Freundes war es, diesen Managern, die 25 Jahre lang nur Leitern erklommen hatten, die Schönheiten der Ebene zu zeigen und ihren Blicken das absichtslose Schweifen beizubringen. Im Café, auf Strandpromenaden und in dunklen Jazzkellern. „Man könnte es auch Coaching nennen, aber Flaneure sind entschieden besser bezahlt.“ Er grinste in sich hinein und bestellte noch einen Kaffee.

## Der Medizinmann



Einer meiner besten Freunde ist Arzt. Nicht richtig Arzt, aber fast. Studiert hat er Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt „Tanzpädagogik“. Das ist jetzt nicht direkt Medizin, aber Meinhart ist verdammt nah dran. Seinen Zugang zur Heilkunst fand er, idealer kann es natürlich gar nicht sein, über die eigene Betroffenheit. Eine dichte Abfolge westdeutscher Hausstauballergien und Unverträglichkeiten trieben ihn von der Schulmedizin, über die Homöopathie, die traditionelle chinesische Medizin bis hin zum Schamanismus. Zur Zeit ist er nicht ernsthaft krank, aber weiß auch kleinere Probleme kunstvoll zu inszenieren.

Meinhart wehrt sich dagegen, Krankheiten zu haben und einfach auszutherepiieren, er will „mit der Schwäche sprechen und sie zu einer Stärke machen“. Den ironischen Verweis auf sein eigenes Studienfach hört er in diesem Zusammenhang nicht gerne. Er sieht sich schließlich nicht als Esoteriker, sondern als Kybernetiker. Alles hänge mit allem zusammen, der Organismus sei ein komplexes Wirkungsmuster, in dem die „Schmetterlinge im Bauch einen Tornado im Kopf“ auslösen könnten. Ich deute die verdrehten Augen seiner Freundin nicht unbedingt als angeborene Fehlstellung, aber ich bin ja auch kein Arzt.

Der interessantere Part seiner Erzählungen war bisher immer eher der technische Teil der Medizin: Chromblitzende Apparate, Glaskolben und Messinstrumente. Leider hat Meinhart inzwischen die Literatur für sich entdeckt. Bücher, die den menschlichen Organismus als Geflecht von Ursachen und Wirkungen beschreiben. Was alleine nicht verwerflich



wäre, wären ihre Bilder nicht so grob geschnitzt wie prä-historische Holzhämmer und hätten sie Meinhart nicht so ein schlagendes Diagnoseinstrument an die Hand gegeben.

Seit er jede beliebige Körperäußerung als Metapher lesen kann, ist Meinhart nicht mehr länger Patient – er ist nun wirklich Arzt. Er lehnt auf der Feier eines gemeinsamen Freundes am Buffet, schiebt sich eine Gemüsefrikadelle in den Mund und deutet auf eine stolpernde Frau: „Siehst du ihren krummen Rücken? Ihr inneres Ich ist mit dem äußeren Ich nicht mehr im Einklang.“ Ich zeige ihm den Vogel und verweise auf ihre 12 Zentimeter hohen Plateauschuhe, die sich in der Teppichkante verhakt haben. Er hat längst einen neuen potenziellen Patienten im Blick, einen Mann, der sich beide Hände kräftig gegen den Oberbauch presst und seiner Meinung nach Schwierigkeiten mit der Verarbeitung seiner Gefühle hat. Ich wende ein, es könne sich auch um eine Überdosis des – übrigens sehr schmackhaften – Eiersalats handeln. Er nimmt mich nicht ernst. Vermutlich unterdrücke ich nur meine Gefühle.

Am schrecklichsten ist es, wenn es Meinhart gelingt, ein un-mittelbares Patientengespräch auf einer Party zu akquirieren. Dann wird seine Stimme väterlich warm und er versteht es, sein ganzes medizinisches Fachwissen hinten anzustellen und Formulierungen aus dem reichen Schatz der Redewendungen zu finden, um Körperphänomene anschaulich zu beschreiben.

Der gelbe Teint seines Patienten ist kein fortgeschrittenes Alkoholproblem, es ist die Laus, die über die Leber gelaufen ist. Das hört der Patient natürlich gern und nimmt interessiert zuhörend noch ein Schlückchen.

Eines Tages bricht sich Meinhart das Schienbein. Die erste wirklich mechanische Verletzung seines Lebens. Ein dummer Unfall, den er sich auf einer bemoosten Bodenplatte im Vorgarten seines Heilpraktikers zuzieht. Er kann sich das natürlich erklären: „Es sind die Lebensschritte, die ich falsch gesetzt habe. Ich muss flexibler werden und fort-schreiten.“ Sicher, denke ich. Fort-schreiten. Dieses In-Sil-ben-auf-tei-len als Betonungsinstrument hasse ich besonders. Allerdings bewundere ich Meinhart in den nächsten Jahren für die Konsequenz, mit der er in Rekordzeit zum Schreiner umschult. Im Sägespanregen seiner dreckigen Werkstatt wird nie mehr von Stauballergie die Rede sein.

## Gerhard Richter und sein Henker



Einer meiner besten Freunde ist Kunstsammler. Eigentlich ist Volkmar weniger Sammler als Künstler, aber das wissen nur wenige Eingeweihte.

An den, von planvoll gesetzten Galerieleuchten angestrahlten Wänden seiner Wohnung, findet sich die gesamte klassische Moderne. Zwei Arps, ein Man Ray, vier opulente Bildtafeln der Bechers, mittlerweile auch einige der prominenteren Becher-Epigonen. Und das ist nur der Flur. Weniger enge Freunde halten Volkmar wegen seiner riesigen Sammlung für einen wohlhabenden Privatier, der seinem Beruf – Volkmar ist mehr oder weniger erfolgloser Architekt – nur aus liebenswerter Schrulligkeit nachkommt. Engere Freunde wissen hingegen, dass Volkmars Galerie gerade an erfolglosen Tagen (Bauantrag für eine Garage abgelehnt, Estrich im Altbau wird nicht trocken) um ein neues Highlight wächst.

„Kommst Du rüber auf ein Bier? Ich habe übrigens gerade einen neuen Fontana in der Mache...“ Volkmar ist kein Blender, er verkauft kein einziges seiner unter vielen falschen Signaturen erstellten Werke. Er will als Kunst-Liebhaber lediglich nicht nur Konsument sein und sieht sich selbst eher als Handwerker. „Außerdem kenne ich die Schattenseiten einer Künstlerexistenz. Ich habe eben keine Schwindsucht, keine unehelichen Kinder, kokse nicht und bin – wenn überhaupt – nur depressiv. Und nach einem Tag wie diesem bringt mich nur ein Uecker auf die Beine“.

Als Uecker hämmert Volkmar lange Eisenstifte in Eichenbohlen, schlitzt als Fontana filigrane Muster in Leinwände und grundiert mit der Malerrolle eines von vielen seriellen himmelblauen Wolkenbildern. „Gerhard Richter und sein Henker“ heißt seine beste Serie, mit der er eine ganze Armada von Kunsterzieherinnen in sein Bett lockte. „Die 18 Karat-Tanten, die zickigen Galeristinnen im Schlauchkleid merken den Schwindel sofort. Dabei habe ich ja nie behauptet, die Bilder wären echt. Ich genieße und schweige.“

Volkmar ist kein profitgieriger Fälscher, sondern vor allem ein bequemer und ehrlicher Mensch. „Du glaubst doch nicht im Ernst, ich hätte mich nur aus purer Liebhaberei auf die Moderne gestürzt. Aber im Freilichtmuseum knipse ich Dir zwei Becher-Serien an einem bedeckten Nachmittag und mit einer Büchse Ofenrohrlack mache ich drei Malewitschs klar. Mach das mal mit einem Velasquez.“

Gestern hat mich Volkmar angerufen. „Ich muss dir was Lustiges erzählen. Bei mir ist eingebrochen worden.“ „Was soll daran lustig sein?“ „Wart's ab: Mein Versicherungsvertreter will mir partout nicht glauben, dass ich wirklich nur ein paar von den teureren Rahmen ersetzt haben möchte. Sogar die Glotze haben die Amateure stehen lassen.“

## **Mögliche weitere Kolumnenthemen sind:**

Altern  
Beruf  
Bundeswehr  
Ernährung  
Fahrräder  
Geburtstage  
Geld  
Golf  
Hauskauf  
Idole  
Jazz  
Kindheitserinnerungen  
Krankheiten  
Männerkleidung  
Mütter  
Musik  
Partnerbörsen  
Pornographie  
Politik  
Rennräder  
Stereoanlagen  
Tattoos  
Treffen mit Freunden  
Uhren  
Urlaub  
Wellness  
Wochenenden  
Zeitplanung



**Peter Breuer**

Niflandring 22

22559 Hamburg

[text@peterbreuer.de](mailto:text@peterbreuer.de)

Web [peterbreuer.de](http://peterbreuer.de)

Blog [peterbreuer.me](http://peterbreuer.me)

Tel. 040.688 77 326

mobil 0171.41 05 762